



Drei und dreißigster Jahrgang.

11.

Donnerstag, am 15. März 1849.

### Auszug aus dem Tagebuche eines Goldsuchers,

niedergeschrieben von einem englischen Arzt J. Tyrhwitt-Brooks, der vier Monate in den Goldminen Californiens zugebracht.

Sonntag, den 4. Juni 1848. Gestern gegen Abend erreichten wir die untern Minen oder sogenannten Mormonen-Gruben, die sich zwei bis drei Meilen am linken Ufer des Flusses (Amerikan Fork) entlang ziehen. — Wir fanden ohngefähr vierzig Zelte an den Bergrücken aufgeschlagen und hauptsächlich von Amerikanern bewohnt, die zum Theil ihre Familien mit sich gebracht. — Obgleich die Sonne im Untergehen war, so arbeitete doch Alles mit unerhörter Lebendigkeit. Von zehn zu zehn Schritt sah man Menschen in bloßen Armen beschäftigt durch die Wäsche den Goldstaub oder die Goldkörner zu sichten. Einige hatten nichts als Siebe, Teller, irdene Töpfe, die sie mit großer Behendigkeit umrührten, um die Erde aufzulösen und das Metall zum Niederschlag zu bringen. Andere, die geschickter oder mit besserem Material versehen waren, arbeiteten zu Vier und Vier an großen schwerfälligen hölzernen

Maschinen, sogenannten Wiegen (Crables) wie sie Oberst Mason in seinem Bericht getauft hat.

Ich fühle mich nicht im Stande, den Eindruck zu beschreiben, den die Scene auf uns machte. Es schien uns, als wären die fabelhaften Schätze aus Tausend und eine Nacht mit einem Male vor uns ausgebreitet. Unwillkürlich gaben wir uns die Hände, schworen uns einer dem andern treu zu bleiben und energisch für das Gemeinwohl zu arbeiten. Als wir von Zelt zu Zelt gingen, und die Haufen Goldes sahen, die diese Leute in wenigen Wochen zusammengebracht, fühlten wir uns wie vom Schwindel ergriffen; auf's höchste erregt, halb trunken, dachten wir nur daran, unser Lager aufzuschlagen und an die Arbeit zu eilen. Die Finger prickelten und brannten uns nach dem Golde, das wir zu gewinnen hofften, und keine halbe Stunde nach unserm Eintreffen war das Pferd, das die Schaufeln, Teller und Siebe trug, abgeladen, und wir ebenso emsig als alle Uebrigen an der Arbeit. Mit einer Handschaufel und einem blechernen Gefäß bewaffnet, stürzte ich mich in das ausgetrocknete Bett des kleinen Baches, und das Gefühl, mit welchem ich zum ersten Male die Schaufel in den Sand stieß, werde ich wohl nie vergessen. Nachdem ich das

Gefäß zur Hälfte gefüllt, trug ich es zu einem Wassertümpel in der Nähe, tauchte es so weit ein, daß die Ränder einige Linien unter der Oberfläche des Wassers blieben, und rührte den Inhalt in der Hand um, wie ich es Andere thun sah. Es versteht sich von selbst, daß ich nicht sehr geschickt war und daß ich bei der Manipulation einen Theil des kostbaren Metalls verlor. Inzwischen bemerkte ich, daß die Erde sich auflöste und im Wasser fortging, während zu unterst der Masse sich ein sandiger Niederschlag bildete. Das Wasser sorgfältig ausgießend, schüttete ich den Sand in eins der von Indianern angefertigten wasserdichten Körbchen. In meiner Ungeduld wollte ich den Sand am Feuer unseres Bivouacs trocknen, da die Sonne nicht Nacht genug mehr hatte, um in ihren Strahlen den kostbaren Bodensatz verdunsten zu lassen.

Endlich machten wir uns dabei, unser Zelt aufzuschlagen, und Malcolm bereitete das Abendessen, wobei er nicht wenig aufgehalten wurde durch unsere Ungeduld, den Sand an seinem Feuer zu trocknen, um zu erfahren, ob unsere Arbeit wirklich ein Resultat gehabt. Nachdem mehre unserer Gefäße durch die Hitze des Feuers, dem wir sie zu nahe gebracht, zersprungen, war der Sand endlich trocken, und alle mit zugemachten Augen bliesen wir den Staub hinweg, der unsere Schätze bedeckte; noch einige Minuten — und wir sahen uns im Besitz von zwei bis drei Messerspitzen voll Goldstaub — für den Anfang war es ermutigend und bald lagen wir im tiefen Schlaf.

Heute glänzte die Sonne am wolkenlosen Himmel. Ich wie meine Kameraden haben mit äußerster Anstrengung den ganzen Vormittag gearbeitet. — Es ist eine der härtesten Arbeiten, die es giebt: das Rückgrad schmerzt bei dem steten Gebücktsein, und ebenso peinlich ist das Gefühl in den Händen, die immer im Wasser und den Sonnenstrahlen ausgesetzt, aufspringen. — Nachmittags besuchten wir die verschiedenen Zelte: hier brüsten sich Indianer in Calico-Hemden von schreienden Farben, die Sitten des Wilden unter dem Anzuge des Gebildeten; dort unterhalten sich broncefarbene Gestalten von magerem muskulösem Körperbau, deren feine Formen und leuchtende glühende Blicke

die spanische Abkunft andeuten mit den dunkeln, blaß von Teint, blonden Haaren, Gestalten wie eine Messerflinge, Leute, geschickt einen Handel abzuschließen und immer zum Zuschlagen bereit. — Weiter hin an seinem blau oder rothwollenem Hemde, an seinen weiten Segeltuchhosen erkennt man den Matrosen, von irgend einem Südseefahrer davongelaufen, und endlich dort Schwarze, die sich mit der ihrer Race eigenen Geläufigkeit unterhalten, ihre Wollköpfe behaglich hin- und herwiegen, und beim lauten Gelächter einen ungeheuren Mund bis an die Ohren öffnen, der immer zwei Reihen der herrlichsten Zähne zeigt.

Sonntag, den 18. Juni. Die Arbeit geht jetzt, nachdem wir uns zwei Waschmaschinen (cradles) angeschafft, viel leichter und liefert glänzende Resultate; während ich durch mühsames Auswaschen mit dem Gefäß 33 — 36 Rt. per Tag gewann, ist unser Ertrag im Durchschnitt jetzt 16 Unzen (384 Rt.) Goldstaub per Tag.

Freitag, den 23. Juni. Ich bin heute so glücklich gewesen, ein Stückchen Gold zu finden, das 2½ Unzen wiegt.

Unter den neuen Ankömmlingen zählt man jetzt viele Californier, spanische Creolen, meistens mit ihren Frauen, die von Indianischen Dienstmädchen begleitet sind. Das elegante spanische Kostüm trägt viel zur Belebung der Landschaft bei. In der Mitte der blaffen Pampas mit ihren Strohütten und weißen weiten Hosen, unter den halbnackten Indianern bemerkt man mit Vergnügen den Californier von dunklem Teint, schwarzen feurigen Auges, mit runder reichgestickter Weste, sammtnen Beinkleidern, seidnem Gürtel und eleganten Schnürstiefeln von Dammhirschleder. — Die Frauen sind grazios coquett. Ihre Kleider, die immer kurz genug, um ein gemeiniglich gutgeformtes Bein sehen zu lassen, sind mit reichen Stickereien bedeckt, und zeigen die glänzendsten Farben; Scharlach scheint die Modefarbe zu sein. — Ihre schwarzen Haare fallen in langen üppigen Flechten über die Schultern, und mit alle den kleinen Nebenzierden, Ohrringen, Halsketten und Armbändern erscheint die Toilette der Damen in der That sehr reich. — Die Hauptzierde bildet der Rebozo, eine Art Schärpe, gewöhnlich von Baumwolle, die Mantille der Spanier vertretend. —

Man trägt den Rebozo auf tausend gefällige Arten: auf den Schultern, um die Taille, man bedeckt sich den Kopf damit, umrahmt das Gesicht damit, und immer steht man ihn angewandt mit der unnachahmlichen Grazie, der liebenswürdigen Coquetterie, die in allen Himmelsstrichen die spanischen Frauen an der Handhabung des Fächers, an der Behandlung der Mantille erkennen läßt. — Seit der Ankunft dieser Familien wird fast jeden Abend vor den Zelten sandango getanzt.

Sonntag, den 2. Juli. Gestern verließen wir die Mormonen-Gruben und zogen den Fluß hinauf. Unsere beiden Waschmaschinen verkauften wir für 510 Rt. in Goldstaub. Wir kamen an der Mühle vorüber, wo Kapitän Sutter zuerst das Gold entdeckte. — Wir trafen ungefähr 160 Indianer, die noch für Rechnung des Kapitäns Gold suchen, und in Waaren und Branntwein bezahlt werden; das Quantum Branntwein, das sie trinken, ist unglaublich. —

Sonnabend, den 8. Juli. Wir haben heute unser Gold gewogen und finden, daß wir 28 Pfund 8 Unzen oder gegen 6900 Rt. gewonnen; für 6 Personen nach nicht voll 20 Tagen Arbeit gewiß zufriedenstellend. — Die Aufbewahrung macht uns täglich mehr Sorge, und wir haben beschlossen, es nach der Küste zu senden.

Mittwoch, den 12. Juli. In den benachbarten Lagerplätzen zeigen sich viele Fieberanfalle. Die schlechte Nahrung, die Sonnenhitze, der die Goldsucher den ganzen Tag ausgesetzt sind, sowie die Einwirkung der kalten Nachtluft müssen bössartige Krankheiten erzeugen. — Da man erfahren, daß ich Arzt bin, werde ich häufig gerufen, und man giebt mir gerne eine Unze Goldes für den Besuch. — Leider habe ich jedoch nur wenig Arzneien bei mir, und der gute Rath allein hilft nicht viel. —

Der Verfasser kehrte später nach vielen traurigen Erlebnissen, wie am Schluß des Tagebuchs erhellt, arm und elend nach der Küste zurück, da ihm sämmtliches Gold wieder gestohlen wurde. — Es war Alles so theuer geworden, daß er die Regenzeit über nach den Sandwichinseln zu gehen gedachte, um bei der Rückkehr der guten Jahreszeit sein Heil auf's Neue in Californien zu versuchen.

## Noch einmal Californien.

Wenn man die letzten Berichte der „Washington Union“ aus Californien liest, so kann man sich des Gedankens kaum erwehren, Europa und die Vereinigten Staaten seien die Opfer einer geschickten Mystifikation; so unglaublich erscheint, was man neuerdings aus dem Eldorado am stillen Ocean erfährt. Aber diese Berichte sind vom Finanzminister selbst veröffentlicht; sie fließen aus der Feder des amtlichen Agenten der V. St. zu Monterey, wir müssen sie also wohl oder übel für wahr annehmen. Nach diesem Gewährsmann ist das Goldland 160 geographische Meilen lang und 20 breit; das Gold findet sich im Innern nicht bloß als Staub, sondern in pfundschweren Klumpen: ja, man hat Stücke von 15 bis 24 Pfund entdeckt. Je weiter man zur Sierra Nevada vordringt, die das reichste Goldlager der Welt zu sein scheint, um so reichlicher wird das kostbare Metall. Der amtliche Bericht behauptet, daß schon bei der jetzigen Bevölkerung von 25,000 Seelen und nach Abzug der ungezählten Monate, wo nicht gearbeitet wird, Californien jährlich für mehr als 100 Millionen Dollars Gold liefern wird, d. h. mehr als bisher die ganze übrige Welt zusammen. Wie wird es erst sein, wenn die Bevölkerung sich verzehnfacht hat. Und schon sind Oregon, die Sandwichinseln und Untercalifornien fast menschenleer, weil Alles nach dem San Sacramento strömt. Daran hat man sich schon gewöhnt, daß Handarbeiter, Köche, Bediente und dergleichen Leute 10 bis 16 Dollars täglich fordern, daß Kleidungsstücke und Lebensmittel mit enormen Preisen bezahlt werden. Vortreffliche Geschäfte machen in den Fiebermonaten die Aerzte, die für jeden ärztlichen Rath eine Unze Gold, für jeden Besuch 12 Loth Gold, eben so viel für ein Loth Chinin, Calomel und Jalappa erhalten. Getrocknetes Rindfleisch kostet in der Goldregion das Pfund 1 bis 2 Dollars, gesalzenes Rind- oder Schweinefleisch 50 bis 100 das Barrel, Mehl das Barrel 30 bis 75; Kaffee, Zucker, Reis das Pfund 1 Dollar. Barbier sind überflüssig, da Niemand Zeit hat, sich den Bart abnehmen zu

lassen. Pferde werden mit 100 bis 300 Dollars bezahlt. Für Pistolen, Pulver und Blei erhält Jeder, was er fordert. Ein Arzt in San Francisco hatte sich dort eine Maschine zum Goldwaschen verfertigen lassen; ein Mann, der ein Pferd besaß, wollte sie nicht unter 100 Dollars Fuhrlohn an Ort und Stelle schaffen. Der Arzt gab die Summe, als aber der Fuhrmann, der auch Goldgräber geworden war, im Juli erkrankte und den Arzt rufen ließ, mußte er diesem gleichfalls 100 Dollars für den Besuch geben. — Der Sittenzustand des Landes ist dagegen so traurig wie möglich. Von Regierung ist keine Rede; nachdem alle Truppencorps, alle Offiziere und Beamte ihre Posten verlassen haben und nach den Minen geeilt sind, hat der Gouverneur selbst, Oberst Mason, gleichfalls Monterey verlassen und sich den Goldgräbern angeschlossen. Nur das Recht des Stärkeren gilt; alle gesellschaftlichen Bande sind aufgelöst, und das Land, in welchem die Abenteurer der ganzen Welt zusammenströmen, ist dem Raube und der Plünderung preisgegeben. Commodore Jones, der an der Spitze eines imposanten Geschwaders an der californischen Küste erschien, hatte anfangs die löbliche Absicht, mit Gewalt die Ordnung herzustellen; aber er mußte das bald aufgeben. Ich könnte höchstens die Hafensstädte bombardiren, schreibt er dem Kriegsminister, jeder Mann, den ich an's Land schicke, würde sofort desertiren. Kapitän Jones hat im stillen Ocean einen Dampfer stationirt, um alle amerikanischen Kapitäns zu warnen, sich von dieser „verfluchten Küste“ fern zu halten. Nicht weniger als fünfzig Fahrzeuge liegen, von ihren Mannschaften verlassen, in Monterey.

### Constitutionelle Täuschungen.

Unsere Gelehrten sind immer sehr gründlich und gewissenhaft, wenn es sich darum handelt, nachzuweisen, daß die Nation unterdrückt, zerstückelt, verrathen werden müsse. Da wird uns mit großem Aufwand von Studien bewiesen, wie

Alles in der Geschichte geworden sei, und wie man sich an das Werk der Jahrhunderte anschließen müsse, um nicht ohne Anhaltspunkt in den Abgrund der Neuerungen zu stürzen. Wo aber aus der Geschichte hervorgeht, daß das Alte mit den anerkannt richtigen Grundsätzen der neuesten Zeit von Natur unverträglich sei, da schweigen sie klüglich und werfen keinen Blick rückwärts. Man kann sich jetzt nicht mehr dem Zwang entziehen, die vernunftgemäße Richtigkeit des Prinzips der Volkssouveränität anzuerkennen. Aber man giebt sich das Ansehen, als sei man der ehrlichen Ueberzeugung, dieses neue Prinzip in den Einrichtungen der alten Staatsform unterbringen zu können, während ein Blick in die Geschichte lehren muß, daß nichts von Natur einander fremder ist, als jene Staatsform und dieses Prinzip. Die allmäligen Fortschritte des constitutionellen Systems bis zur französischen Revolution waren nichts als Erweiterungen der Allianz zwischen dem monarchischen Recht und einzelnen Klassen der Bevölkerung, deren Macht dem Herrscher gefährlich oder nützlich wurde. Was man mit einer erst hinterher in die Dinge hineingetragenen Theorie das System von der Theilung der Gewalten nannte, das war nichts, als eine gezwungene, stückweise Abtretung der Machtfülle, die ursprünglich in dem Herrschertume lag. Eben so neu, wie die systematische Trennung der Gewalten, ist das in die ständische Verfassung eingeführte System der Repräsentation. Nach dem ursprünglichen Sinne der ständischen Verfassung waren die Landstände (unter ihren verschiedenen Namen) nie Vertreter des Volkes, sondern Korporationen, deren Mitglieder für ihre eigene Person, oder als Sachwalter einer Familie oder einer Verbindung ein Recht der Theilnahme an der obersten Gewalt beanspruchten. Sie waren Berechtigte, welchen die oberste Gewalt ein Stück ihrer Befugnisse überlassen hatte, und die im eigenen Interesse das Land mitzuregieren verlangten. Und es war ganz consequent, daß die deutschen Regierungen in dem Paragraph 13 der Bundesakte, welcher landständische Verfassungen garantirte, nie den Grund zur Einführung von Repräsentativsystemen anerkennen wollten, gerade wie es consequent ist, daß vom constitutionellen

Standpunkte aus die Regierungen jetzt behaupten, die Kammern hätten keine Verfassungen zu machen, sondern nur mit den Kronenträgern zu „vereinbaren“; und wie es endlich weiter consequent ist, daß die Kronenträger, wo sie sich stark genug fühlen, die verfassunggebenden Landtage auseinanderjagen und Constitutionen octroyiren mit just so viel Freiheiten, als sie sich von dem Drange der Umstände abgenöthigt glauben. Die ständische oder, wie man jetzt sagt, die constitutionelle Verfassungsform ist eine mehr oder minder große Abtretung der höchsten Gewalten an Den, welcher eben die faktische Gewalt hat, sich diese Concession zu erzwingen. Das ist sie, weil sie das von Anbeginn in der Geschichte war, weil sie sich auf dieser Voraussetzung entwickelt und bis auf den heutigen Tag, trotz allen modernen Künsteleien, diesen Charakter noch nicht verloren hat. Wer aber sein Recht stückweise Andern überläßt, der ist in der juristischen und philosophischen Voraussetzung selber der ursprüngliche und, nach allen Concessionen, demnach der ideale Eigenthümer der ganzen Machtvollkommenheit, sonst könnte er auch nichts abtreten; und möge die Constitution noch so freisinnig sein, so lange der Monarch bei allen nach und nach von seiner Herrschaft abgerissenen Stücken auf dem Thron seiner Väter bleibt, so lange sind, wie jene Concessionen geschichtlich geworden sind, diese Freiheiten nur Theile der monarchischen Macht. Denn so haben sich die Sachen geschichtlich begeben; die Könige haben von ihrer Gewalt dieß und das an Andere überlassen. Wenn daher auch faktisch diese Gewalt zum Theil in den Händen Anderer sich befindet, so ist sie doch der Abstammung nach königlich; der König ist der Idee nach der Inbegriff der Herrschaft, ist König von Gottes Gnaden. Und da alle Concessionen, welche das Königthum je machte, nie sich auf einen Grundsatz der Vernunft, des Menschenrechts stützten, sondern auf faktische Nothwendigkeiten, so existirt auch für das Königthum kein Grund von höherer Natur, jene Concessionen zu respektiren, als die gewöhnliche juristische Verbindlichkeit eines Vertrags. Darum pochen jetzt die Fürsten mit Recht auf die Nothwendigkeit der Vereinbarung, und weisen alle Doktrinen der

constituirend sein wollenden Versammlungen zurück, indem sie sich auf den juristischen Mangel ihrer Einwilligung zu dem neuen Vertrag der Volkssouveränität berufen. Es kann nichts Kläreres geben, als das Recht der Könige auf Vereinbarung, so lange sie eben Könige sind, und nichts Dummeres, als die Theorien von constituirenden souveränen Versammlungen, so lange der erbliche König auf dem Throne sitzt. Wenn Ihr souverän seid, wenn Ihr constituiren könnt, sagt jeder König mit Recht, warum habt Ihr mich denn auf meinem Thron gelassen, warum jagt Ihr mich nicht zum Teufel? So lang Ihr mich nicht wegjagt oder wenigstens den Wunsch ausspricht, daß ich gehe, so lange erkennt Ihr an, daß ich die oberste Gewalt besitze, und könnt also Nichts ohne meine Einwilligung thun. Aber — wenden uns die constitutionellen Schwärmer ein — der König bleibt, nicht weil er ein Recht hat zu bleiben, sondern weil wir sein Bleiben für nöthig halten. O der groben Täuschung! Der großprahlerischen Schwäche! So nehmt einmal in Eure constitutionelle Verfassung auf, daß der König gehen müsse, wenn sein Bleiben überflüssig erscheint, oder versucht gar, ihm jetzt schon das Geleite zu geben! Diese Lüge ist die Kapitallüge von allen, welche die Constitutionellen von der breitesten Basis jetzt zu Markte tragen. Jeder, der nicht ein doktrinärer Narr ist, muß zugeben, daß auch dem allerbreitesten Constitutionellen nicht einfällt, über die Möglichkeit einer Entthronung nachzudenken, und daß der Royalismus dieser Leute ein höchst unfreiwilliger ist. Ein König von Volkes Gnaden ist kein König, und darum sind Alle in der That von Gottes Gnaden, und wenn der Titel anstößig geworden, so ist es mehr weil die Macht Gottes als weil die Macht der Fürsten in Zweifel gezogen werden darf. Die Könige sind zwar nicht mehr von Gottes aber von Haubigen- und Schrapnel-Gnaden, weil zwar nicht mehr der Glaube an Gott, aber der an die Haubigen Staatsreligion ist; allein von Volkes Gnaden sind sie nicht, sonst wären sie gar nicht da. Das beweist, daß alle constitutionellen Staatstheorien nur leeres Geschwätz sind und daß die Abkommen zwischen Kronen und Volk keine vernünftigen oder rechtlichen, sondern Verhältnisse der

faktischen Gewalt sind. Die verschiedenen Beschränkungen der Monarchie waren eben nie etwas anders, als die juristische Regelung faktischer Gewaltzustände, ausgehend von der Voraussetzung des legitimen, des göttlichen Rechts der Kronen auf die oberste Gewalt. Und keine constitutionelle Monarchie ist so modern, daß sie ihr ursprüngliches historisches Wesen verleugnen könnte, ja es ist gar nicht denkbar, daß sie mit gänzlicher Veränderung ihres Wesens bestehen. Darum haben wir noch keine constitutionelle Monarchie ohne bevorzugte Stände mit besonderen Rechten, ohne eigentliche königliche, dem Volkswillen entgegenstehende Macht gesehen. Immer noch besondere Rechte der Geburt, des Standes, des Vermögens, also Regierungsrechte der Mächtigeren, aber nicht rationelle Ordnung des Staates. Königliches Veto, Pairie, Censur waren bisher immer die Begleiter, die Stützen der constitutionellen Monarchien, und nachdem man seit einem Jahre wieder viel doktrinirt hat über die demokratische Monarchie, kommt es zuletzt doch überall dahin, daß zwei Kammern, Censur des Geldes und des Alters eingeführt werden. Constituirende Versammlungen aber kommen nirgends auf. Und das ist sehr natürlich. Eine Monarchie mit einer demokratischen constituirenden Versammlung, das wäre eine Mißgeburt mit zwei Köpfen. Noch einmal hat die Geschichte beweisen müssen, daß es ein thörichter Irrthum der praktischen Pfücher sei, die constitutionelle Monarchie so sehr über den Leisten zu schlagen, daß die Volkssouveränität hineingehe. Das erste Mal, unter Ludwig XVI., sprengte die Volkssouveränität die Monarchie, jetzt sprengt die Monarchie die Volkssouveränität. — Das ist das Unglück, wollen wir einmal unseren constitutionellen Demokraten zurufen, wenn man so unhistorisch mit Ignorirung der Thatfachen der Geschichte verfährt. Die Geschichte lehrt, daß die ständische Verfassung nicht auf Grundsätze der Vernunft, des sogenannten Naturrechts gebaut ist, Ihr versucht vergebens, sie jetzt zum Rahmen für rationelle Prinzipien, für die Volkssouveränität zu machen. Das Königthum beschränken, heißt ihm Etwas nehmen und es Anderen geben, aber das Königthum beschränken bis auf Null (das ist ja Volkssouveränität) heißt den König

und die Privilegirten fortjagen. Die constitutionelle Monarchie auszudehnen, bis sie die Volkssouveränität umfaßt, heißt ein Ding in seiner Quantität so steigern, daß es zu einer andern Qualität wird. Ebenso, wie Wasser, über 80° erhitzt, nicht mehr heißes Wasser sondern Dampf ist, ebenso ist die Beschränktheit der Monarchie, bis zur Wahrheit der Volkssouveränität ausgedehnt, nicht mehr eine in der Quantität veränderte Monarchie, sondern ein neues Wesen, und dieses Wesen heißt Republik.

### Der Löwenhof in der Alhambra.

Kein Palast der Welt hat die poetischen Reize, den geheimen Zauber, den feen- und märchenhaften Schmuck in seiner ganzen Anordnung sowohl, als besonders in den einzelnen Theilen seiner Architectur, wie die Alhambra in Granada. Ihr Eingang, von Jussef=Abul=Hegiaz errichtet, auch das Gerichtsthor genannt, endet in einer Spitze, über welcher ein aus Marmor gehauener Schlüssel, und über diesem eine Hand angebracht ist. Den Mauren galt dieß so viel, daß, wenn jene Hand den Schlüssel nehmen würde, der Palast in Feindes Hände fallen würde. Noch ist dieser Eingang sehr schön, zumal da die schöne Halle und der massive Thurm von den Wundern der Alhambra die ersten sind, die dem Blicke des Besuchenden begegnen. Ueber dem Schlüssel stehen auf einem Mosaikfelde von 3½ Fuß Höhe in kufischen Schriftzügen die Worte: „Es giebt keinen Gott, außer Gott.“ Die Thüren des Einganges bestehen aus Palmholz und die Kapitälchen der Säulen sind sehr fein gearbeitet. Links steht man das Fußgestell eines von Karl V. gebauten, jetzt verfallenen Springbrunnens. Ein enger Gang führt aus dem Thurm höchst überraschend nach dem Cisternenplatz, so genannt nach großen, aus dem Felsen gehauenen Wasserbehältern, welche die Mauren für Bedürfnisse der Festung angelegt hatten. Ein Brunnen von großer Tiefe liefert das reinste und kühlste Wasser. Er ist 102 Fuß lang, 56 Fuß breit und mit einer 6 Fuß dicken,

gewölbten Mauer umgeben; der Bogen war  $57\frac{1}{2}$  Fuß im Mittelpunkte hoch. Ein Bergstrom von der Sierra Nevada erhält diese Cisterne stets voll. Jener Brunnen aber ist berühmt in ganz Granada und von früh Morgens bis zum späten Abend steigen die Wasserträger die Stufen auf und ab, um den krystillenen Trunk zu vertheilen. Von jenem Plage wird man, den Palast Karls V. rechts liegend lassend, durch ein niedriges Portal, in den maurischen eingeführt, von dessen ursprünglicher Schönheit und Pracht kein Theil des Gebäudes einen richtigeren Begriff giebt, als der Löwenhof, in welchen man aus dem Bassinhof kommt. Dieser Hof bildet ein Viereck von 130 Fuß Länge und 50 Fuß Breite, welches von einer Galerie umgeben ist, die von Säulen aus weißem Marmor getragen wird. Diese stehen je zwei oder drei dicht aneinander, sind etwa neun Fuß hoch und fein gearbeitet; den Säulengang zieren Arabesken und Blumenstücke und die Verzierungen tragen den Charakter einer wunderlichen Anmuth. Der Fußboden ist von weißem Marmor und die Wände bis fünf Fuß Höhe mit blauen und gelben Steinen schachbrettartig ausgelegt. Selbst der Theil der Stufaturarbeit, welcher nicht mehr mit der Hand erreichbar ist, sieht sehr rein und weiß aus. Zwei schöne Kuppeln von 15 bis 16 Fuß Weite befinden sich zu beiden Enden des Vierecks, die Wasserstrahlen erheben sich darüber hinaus. In der Mitte ist ein großes Bassin, aus dem erhebt sich eine prachtvolle alabastrerne Kuppel, sechs Fuß im Durchmesser, getragen von zwölf marmornen Löwen und überragt von einer kleinen Kuppel. Das ist die in den Gefängen so gefeierte Löwen-Fontaine, aus welcher ein gewaltiger Wasserstrahl sprudelt, der in verschiedene Rufen zurückfällt und zuletzt in das große Bassin. Er bildet so mehre Wasserfälle, deren letzter durch die krystillenen Wellen, welche die Löwenrachen unaufhörlich ausgießen, verstärkt wird. An den marmornen Wänden liest man die Sprüche: Dieses Wasser fließt so reichlich, um die Löwen zu tränken. Schrecklich, wie der Löwe, ist unser König am Tage der Schlacht. Dieser Garten ist reich an Ergößlichkeiten. Gott sorgt dafür, daß kein böses Thier sich ihm nahe.

### Das spanische Landvolk.

Wohl kein Volk der Welt, welches einen zusammenhängenden Staat bildet, unter einem Scepter steht und einen Namen führt, ist unter sich verschiedener als das spanische. Dem Navarresen steht der Gallizier, dem Andalusier der Katalonier fremd entgegen. Nicht allein durch ihre Kleidung, sondern auch im ganzen häuslichen Wesen, ja sogar in der Sprache sind sie gänzlich verschieden.

Die eigentliche spanische, oder wie sie in Spanien selbst nie anders genannt wird, die castilianische Sprache — *Lengua castellana* — wird rein nur von Kastilianern und Arragonesen gesprochen. Der Gallizier spricht einen der portugiesischen Sprache ähnlichen Dialekt; die echte Mundart der Andalusier dagegen besteht aus vielen arabischen und verdorbenen castilianischen Wörtern, ist in ihren Gurgellauten dem Arabischen ähnlich und dabei sehr affectirt. Die Sprache der alten Trubadours findet sich noch in Katalonien; die basckische Sprache aber hat mit keiner der angeführten etwas gemein. Das Einzige, was der Wanderer nirgend in Spanien vermisst und was dem spanischen Landmann überall eigenthümlich zu sein scheint, ist der Mantel von grobem braunem Tuche und die breite rothe oder blaue, mehre Mal um die Hüfte und Weinkleider gebundene Schärpe (*saja*), die den ganzen Leib bedeckt und die Stelle der Hosenträger vertritt. Statt des aus der Mode gekommenen Dolches trägt der spanische Bauer ein langes spitzes Messer in der Schärpe. Zum Manteltragen scheint er geboren zu sein, vorzüglich der Andalusier, der sich wie ein Theaterheld darin zu benehmen versteht. Selten oder nie, ja sogar in der größten Hitze nicht, legen sie diese Bürde ab, und das aus Grundsatz; denn sie hegen den Glauben, daß das, was gegen Kälte schütze, gegen Wärme denselben Dienst leiste.

Höflichkeit, Großmuth, und wenn er seinen Mann näher kennen gelernt hat, die vollkommenste Offenherzigkeit sind Tugenden, die den spanischen Landmann vor seines Gleichen anderer Länder auszeichnen. Seine Lebensweise ist patriarchalisch, verbunden mit der größten Redlichkeit; die Redlichkeit der Kastilianer aber wird selbst von den

übrigen Spaniern gepriesen, wie das Sprichwort: „honrado como un castellano“ (redlich wie ein Kastilianer beweist). Ihnen ist die bloße Namensunterschrift so heilig, wie sonst ein besiegeltes und beedetes Schriftstück.

Obwohl das Wort „Leibeigenschaft“ den Spaniern fremd ist, so trifft man demungeachtet in keinem Lande unter dem Bauernstande weniger Grundeigentümer als hier. Der spanische Bauer ist gewöhnlich nur Pächter oder gar nur Knecht des Grundherrn. Grundeigentümer unter den Bauern trifft man nur in der Provinz Alava. Diese Stellung der Pächter zu ihrem Grundherrn ist aber keineswegs beklagenswerth. Wenn jene im Zahlen nachlässig sind, dürfen diese sie nicht von der Pacht jagen, sondern müssen ein Jahr, in einigen anderen Provinzen sogar zwei Jahre vorher kündigen. Führt der Pächter eine neue Kultur ein, so zahlt er zehn Jahre keine Abgaben davon. Viele Grundherren empfangen von ihren Pächtern als Pachtzins die Hälfte von allen Producten. Bauern und Eigenthümer stehen sich auf diese Art am Besten.

Der spanische Landmann ist im allgemeinen sehr mäßig; nur ein kärgliches Mahl erwartet ihn nach seiner Morgen- und Nachmittagsarbeit. In den Weingegenden bestehen diese Mahlzeiten aus Delsuppe, in Essig gelegtem spanischem Pfeffer (pimenton) oder aus ein paar Sardellen (sardinas), welche überhaupt, getrocknet oder gesalzen, von der geringeren Klasse häufig gegessen werden; hierzu trinken sie etwas Wein, den sie bei Feldarbeiten in ledernen, innen verpichteten Schläuchen (Botas) bei sich führen. In Gegenden, wo kein Wein gezogen wird, ist die Nahrung des Landmannes sehr verschieden von der des Winzers. Weißer Kohl (versa), Milch, Kastanien und gutes Weizenbrot, eine Hauptnahrung der Spanier, sind seine gewöhnlichen Speisen. In den baskischen Provinzen aber, ich meine Biscaya, und Guipuzcoa, wo wenig Weizen gezogen und der wenige nach altem Gebrauche den Gutsbesitzern als Zins ausbezahlt wird, genießt der Landmann Maisbrot (borona) und trinkt Apfelwein, oder wie er auf baskisch genannt wird: Zagardua.

In den Weingegenden, wo gewöhnlich auch Del gewonnen wird, benutzt man dieses Product zu

fast allen Speisen. In den Gegenden aber, wo kein Del wächst, bedient man sich dafür des Schweineschmalzes, hier Manteca (Butter) genannt, welches in Gedärmen aufgehoben wird und zu dem irrigen Glauben veranlaßt hat, daß man in Spanien die Butter auf diese Art aufbewahre. Die eigentliche Butter, auf Spanisch mante-quilla de vaca (Ruhbutter) genannt, wird nur in wenigen Gebirgsgegenden, als in der von Gallizien, Katalonien und Santander, gemacht, schmeckt aber schlecht und ist gewöhnlich sehr unrein.

Die Nahrung des spanischen Landmannes ist, wie wir ersehen, sehr einfach. Im Sommer bereitet er sich zur Abkühlung noch eine Art von Suppe, Gasbadho genannt, die aus einer Mischung von Salat, spanischem Pfeffer, Zwiebeln, Liebesäpfeln, Essig, Del, Wasser, Salz und Brot besteht.

In den Weingegenden bedient sich der Landmann zum Ackerbaue der Maulthiere, an anderen Orten dagegen benutzt er die Kraft der Ochsen, welche, wie die Maulthiere, in Spanien von guter Race sind.

Die häusliche Einrichtung, wie die Tracht der Landleute, ist wiederum in allen Provinzen verschieden. Das Nachtlager eines Valenzianers besteht aus einer Matte oder einem Schafpelze, worunter zuweilen, nicht immer, ein dünner Strohsack liegt; auch findet man selten eine Bank oder einen Schemel; an Stühle zum Sitzen ist gar nicht zu denken. Der Valenzianer setzt sich gewöhnlich mit übereinandergeschlagenen Beinen auf die Erde; sieht man mehre bei einander sitzen, so sollte man glauben, zwischen Arabern zu sein, so ähnlich sind auch Beider Trachten. Den Kopf geschoren, nur am Hinterhaupte einige Locken, trägt der Valenzianer Landmann zur ganzen Bedeckung desselben nur ein Tuch, das wie ein Turban gewickelt ist. Eine kurze, breite, bis an die Kniee reichende weiß-leinene Hose ohne Träger und, wie bei den Kataloniern, durch eine rothe Schärpe gehalten; feine weiße Strümpfe, die bei Feldarbeiten weggelassen werden, bedecken seine Waden, die Füße zierlich in Sandalen (Alpargatas) eingewickelt, zur ganzen Bedeckung des Oberleibes ein Hemde, das ist seine ganze malerische Kleidung. Gegen Wind und Wetter schützt ihn eine



sieben Fuß lange und vier Fuß breite, doppelt zusammengelegte, bunte wollene Decke, die an einem Ende zugenäht ist und die Stelle des Oberbettes vertritt. Sie heißt Manta und spielt eine große Rolle in Spanien. Bei schlechtem Wetter versteht es der Balenzianer, sich zierlich und künstlich in seine Manta einzuhüllen; bei schönem Wetter trägt er sie herabhängend, über eine Schulter geschlagen. Auch in Katalonien, an beiden Ufern des Ebro, im sogenannten Tortosnato, hat der Landmann dieselbe Tracht und dieselben Gewohnheiten.

In Biscaya und Guipuzcoa trägt er keine von Hanfgarn geflochtenen Sandalen wie der Navarrese, sein Nachbar, sondern heute noch, wie Diodor von Sicilien von den alten Celtiberern erzählt, eine aus Haaren gemachte Bedeckung um die Beine, auf Baskisch: Chapinua. Statt der Strümpfe werden nemlich Streifen von wollenen Zeugen oder geflochtenen Pferdehaaren von der Fußspitze aus um das Bein gewunden und mit Bindfaden fest umwickelt, der an der Ubarca, einer Sohle, die sich nur ein wenig um den Fuß in die Höhe biegt, befestigt ist. Diese Sohlen aus Rindsleder verfertigt der Basko sich selbst. So hat sich also eine Sitte der Celtiberer noch bis heute bei den Basken erhalten.

Der Katalonier, seiner Arbeitsamkeit wegen in Spanien berühmt, trägt eine lange scharlachrothe hinten überhängende Mütze, kurze Sammethosen, welche durch die bereits erwähnte rothe oder blaueidene Schärpe gehalten werden; sein Wams trägt er gewöhnlich husarenartig auf der Schulter, bindet sich ein kleines seidnes Tuch unter den Hemdkragen, geht so wie der Balenzianer mit bedeckten Waden, aber bloßen zierlich in Sandalen steckenden Füßen einher und führt einen langen Stock in der Hand. Dies ist das treue Bild des arbeitsamsten aller spanischen Landleute.

Katalonien ist, wie bekannt, eine der gebirgigsten, aber zugleich auch volkreichsten Provinzen der ganzen Halbinsel. Emsig sieht man den rüstigen Katalonier die höchsten Gipfel seiner Berge ersteigen, der Natur noch ein Plätzchen abzugewinnen, um eine Rebe zu pflanzen. Durch ausdauernden Fleiß lockt er so dem Boden ab, was ihm dieser sonst verweigert. Oft sieht man, wie

im sogenannten „Priorat“, auf den höchsten Gipfeln der Berge noch die schönsten Nebengelände hier und da durch Tannen und Fichten unterbrochen, deren dunkles Grün der Landschaft neuen Reiz verleiht. Unermüdet troht der Katalonier den Strahlen einer brennenden Sonne, um eine kargliche Kornernte zu gewinnen, die durchgängig so spärlich ausfällt, daß Zufuhren von Außen stets nöthig sind.

So viel über das spanische Landvolk, dessen Charakter, will man ihn genau kennen lernen, nur an Ort und Stelle zu beurtheilen ist. Man wohne allen Volkervergnügungen bei, beobachte genau das Treiben, den Haß und die Leidenschaft, womit alles geschieht, und man wird sich die Excesse, die in den verschiedenen Provinzen des Landes während eines Bürgerkrieges vorgefallen sind, daraus erklären können.

### Ein Brief Robert Blum's.

(Aus dem Mainzer „Demokrat.“)

Die Entstehungsgeschichte dieses Briefes, aus dem wir die bedeutendsten Stellen mittheilen, ist folgende: Eine Schwester des Todten hatte mit einem jungen Studenten ein Liebesverhältniß angeknüpft und schrieb dies ihrem Bruder. Robert mißbilligte diesen hoffnungslosen Schritt und theilte seine Gedanken hierüber der Schwester brieflich mit. Diese gab von dem Briefe ihrem Geliebten Kenntniß. Der junge Mann wurde über den Inhalt des Briefes ungehalten, was auch sofort von Roberts Schwester diesem wieder geschrieben wurde. Die Antwort hierauf enthält unser Brief, welcher im Jahre 1842 geschrieben, und dessen Original in Händen des in Köln wohnenden Bruders von Blum ist. Das Liebesverhältniß der beiden jungen Leute hat sich aber doch verwirklicht. Der Student gab das Studium auf, wurde Architekt, heirathete Blum's Schwester, und wohnt mit ihr auf der freien Erde von Nordamerika. Der Brief lautet:

Liebe Schwester! Zuerst meinen Glückwunsch zu Deiner neuen Stelle als Schullehrerin; sie mag in mancher Beziehung unangenehm für Dich sein, besonders im Anfange: es hat aber gewiß sein Gutes, daß Du, ein Mal herausgerissen aus alter Gewohnheit, selbstständig dastehst und vielleicht Raum gewinnst, ein Mal (abgeschält von den Süßigkeiten eines Dir lieben persönlichen Umgangs) an Deine Zukunft zu denken. — Daß Du von Deiner Liebe nie läßt, daß es ewig dauert, nun das versteht sich ja von selbst von einem jungen Mädchen, die zum ersten Mal sich vergafft hat. Wer da Vernunft predigen will, der muß mit seiner Zeit schlecht Haus zu halten wissen. — Zum Glück dauern diese Ewigkeiten nur bis sie aus sind, worüber selten Jemand graue Haare erhält; — ich will Dir prophetisch vorhersagen, daß Deine Ewigkeit nicht über das erste Studiensemester Deines Geliebten hinauswährt; wenn sie an nichts anderem erbleicht, so stirbt sie an der Langweiligkeit Eurer Liebesbriefe, die stets dasselbe enthalten. — Wir alten Leute sind ein fatales Volk, daß wir so schonungslos in Euren Blüten wühlen; Ihr glaubt uns nicht und hört nicht; aber unser trockener Ernst hat das Gute, daß er Euch wenigstens davor bewahrt, aus Schmerz zu sterben; wenn die reizenden Farben hernach verblaffen, wenn sie anfangen, ihren Glanz zu verlieren, denkt Ihr doch an unsere Vorherjagung und gewöhnt Euch dann langsam an das Unvermeidliche.

Ich halte allerdings die erste Liebe eines Schülers für eine Pflichtwidrigkeit; denn mit der ersten Liebeserklärung übernimmt der Mann heilige und schwere Pflichten, bei deren Uebernahme er seine Kräfte und Mittel wohl wägen muß. Wer demnach noch gar nicht in die Möglichkeit versetzt ist, die Pflichten zu erfüllen, der nimmt, um bei dem einen materiellen Vergleiche zu bleiben, etwas an, was er nicht bezahlen kann, und diese Handlung nenne ich nicht redlich. Aber es ist noch eine andere Seite bei der Sache vorhanden. Die Liebe ist für einen jungen Mann, der noch nicht fest steht im Leben, mit seinem Wollen und Streben, seiner Ueberzeugung und seinem Charakter noch nicht ganz im Klaren ist, nur ein Ballast, ein hemmendes Bleigewicht, das

er nachschleppt. — Das Vaterland, sein Volk, die Ehre, die Freiheit, das Recht, sie alle haben viel gerechtere Ansprüche an den jungen Mann als ein Mädchen: für alle diese Güter muß er ungescheut sein Leben in die Schanze schlagen können, wenn er ein wahrer Mann werden will; ein Mann, der nicht nur eine Arbeits-, Treß- und Kinderzeugungsmaschine ist. Das kann er aber nicht, wenn er sein Leben thörichter Weise verpfändet hat, ehe er seinen Werth und seine Bestimmung kannte. Daß wir solche Männer leider nur wenige haben, ist unser Unglück, aber es stimmt meine Forderung nicht herab. Wenn die Schüler sich für ewig vergeben, so müssen wir Dreißiger von Staatswegen angehalten werden, uns Krücken anzuschaffen.

Ich bin sehr glücklich in meiner Häuslichkeit; aber ich habe sie erst dann begonnen, als ich meiner Frau auf das Bestimmteste erklärt, daß ich sie und meine Kinder verlasse, sobald eine höhere Pflicht mich ruft; und das steht so fest bei mir, — allerdings auch bei meiner Frau — daß selbst die Gewißheit, daß die Meinigen betteln müssen, mich nicht einen Augenblick abhalten würde, mein Leben einer großen Sache oder meinem Vaterlande zu weihen.

Glaubst Du, daß diese Auffassung des Lebens mich nicht berechtigt, von dem, der mir als würdiger Bruder präsentirt wird, etwas mehr Ernst zu verlangen, als hier vorliegt? Uebrigens habe ich nie geschrieben oder gesagt, ich schäme mich u. s. w., sondern: „Du scheust Dich nicht“ u. s. w.; ich schäme mich des ärmsten Bettlers nicht; aber wer mir etwas sein soll, von dem verlange ich allerdings, daß er sich erst für das Leben richte, ehe er seine Blüten naschen will.

---

**Karl Ludwig Sand.**

Eine Kritik

von Emil Leonhard.

---

In dem großen politischen Streite der Gegenwart, wo Alles mit Begeisterung vorwärts dringt

und jegliche starre Schranke zu brechen versucht, dürfte es nicht unzeitig sein, einer That Erwähnung zu thun, welche in ihrem Zwecke ganz und gar übereinstimmt mit dem großartigen Streben des deutschen Volkes nach Freiheit und Einigkeit. Ich meine die Ermordung Kogebue's durch Sand.

Wie über jede Handlung, die an und für sich das menschliche Gefühl zurückstößt, die sich scheinbar gar nicht vereinbaren läßt mit der Charakterentwicklung eines Menschen, verschiedene, bisweilen durchaus widersprechende Urtheile gefällt werden, so ist Sand wegen seines Mordes von der einen Seite in die Hölle verdammt, von der andern in den Himmel erhoben worden. Inwiefern diese oder jene Recht haben, läßt sich allenfalls entscheiden, wenn man nur die Absicht des Thäters, die That selbst und die Folgen derselben genau zu sondern versteht.

Karl Ludwig Sand war ein jugendlicher Schwärmer. Seine Schwärmerei bezog sich nicht sowohl, wie man glauben sollte, auf ein unerreichbares Ideal von Freiheit und Schrankenlosigkeit, als vielmehr auf die göttliche Vorsehung und die Religion. Sein Tagebuch ist reich an Gebeten, religiösen Herzensergießungen, Gesprächen mit und über Gott. Ich habe mich nie genug darüber wundern können, daß ein Mann, wie Sand, selbst noch in seinen Universitätsjahren zu den kleinlichsten Vorhaben die Hilfe der Allmacht in den überschwänglichsten Worten anruft, da doch Gefühl für Freiheit und Freisinnigkeit innig verbundene Begriffe sind. Seiner Kindheit fehlt es nicht an Anekdoten und Ereignissen, aus denen man nach seiner allbekannten That in der gewöhnlichen Weise die Bestimmung zu etwas Großen herzuleiten bemüht gewesen ist. Inwiefern aber eigentlich z. B. die nach der Behauptung der Aerzte merkwürdige Errettung des fünfjährigen Knaben von einer Blatterkrankheit den Keim einer großen Zukunft enthält, vermag ich nicht einzusehen. —

Sand war ein fleißiger Schüler und bezog ziemlich jung die Universität Erlangen. Sein vergebliches Bemühen, dort eine Burschenschaft nach höchst phantastischen und mysteriösen, ihm selbst ganz unklaren Tendenzen zu gründen, machte ihn unglücklich. Sein wild tobender, ungeläuterter

Enthusiasmus für Alles, was deutsch war, fand nicht die gewünschte Nahrung bei der damals in Erlangen bestehenden Franconia, mit welcher er in ewigen, ihm manchmal höchst nachtheiligen Kämpfen lag. Getäuscht in seinen kühnen Hoffnungen verließ er Erlangen, machte als echter Jünger Deutschlands einen Feldzug des Freiheitskampfes mit und bezog nach seiner Entlassung vom Heere Jena, wo er seine Entwürfe eher hoffen durfte zu realisiren. Aufgeweckte, begeisterte Köpfe gründeten mit ihm die Jenenser Burschenschaft. Es ist unentschieden, ob Sand deshalb, weil er die Hirngespinnste seiner Phantasie in jener Verbindung noch nicht vollkommen verwirklicht sah, oder weil er seinen Ruhm durch das Wirken hellerer Lichter in Jena bedeutend verdunkelt merkte, sich immer mehr und mehr von seinen Genossen zurückzog. Ich glaube das Letztere. Denn daß es ihn verdrießen mußte, in einer Gesellschaft nicht der Erste sein zu dürfen, die er in seinen Träumen von Jugend auf vergötterte, geht aus seinem späteren passiven Verhalten auf dem berühmten Wartburgfeste hervor, welches doch mit feuriger Begeisterung und Schwärmerei von den jungen Studirenden gefeiert wurde.

Aber Sand besaß eine zu leicht reizbare Eitelkeit, einen zu unersättlichen Ehrgeiz. Durch Traumberge lieh er sich vorspiegeln, daß er zum Helden seines Jahrhunderts geboren sei, und die immer lauter sprechende Stimme seines Innern, daß er wirken, daß er schaffen müsse, ließ sich selbst durch die klar ersichtliche praktische Unmöglichkeit einer vernünftigen Heldenthat nicht zum Schweigen bringen. Was Wunder, wenn er zuletzt ein kolossales Extrem ausbrütete, wenn er sich endlich dazu entschloß, die große Reise von Jena nach Mannheim anzutreten, um daselbst den „russischen Spion“ Kogebue zu ermorden, den er niemals gesehen hatte, von dem er Nichts wußte, als daß er der Vertheidiger eines damals berühmten Schriftstellers gewesen und daß eine seiner Schriften auf der Wartburg verbrannt worden war? — Selbst der enthusiastischste Bewunderer Sand's muß eingestehen, daß er bei seinem Vorhaben sich mehr mit dem Gedanken beschäftigt hat, welchen Ruhm seine That ihm selbst, als welchen Nutzen sie dem deutschen Vaterlande einbringen

würde. Was suchen wir Zeugnisse dafür? Daß er sich wohlgefällig in dem Gefühle seines Nachruhmes abspiegelte, beweisen die in Jena zurückgelassenen Briefe an seine Eltern, an seine Genossen und an das deutsche Volk, das beweist in charakteristischer Weise eine von ihm selbst angefertigte Zeichnung, die ihn mit dem blutigen Dolche in einer heldenmüthigen Situation darstellt, das beweist endlich der Umstand, daß er, nachdem er alle jene Notizen zu seinem Vorhaben in einem unverschlossenen Bulte zurückgelassen, vierzehn volle Tage nach Mannheim reiste, obwohl er die Reise in drei Tagen hätte vollenden können. Mit Recht haben fast alle Erzähler seiner That in diesem letzteren die Absicht Sand's erkannt, vor Ausführung seines Planes ergriffen und gefangen zu werden. Der Ruhm wäre allerdings derselbe geblieben, ohne daß er sein Gewissen mit einer Blutschuld beladen hätte. —

Man muß aber andererseits nicht verkennen, daß es eine erhabene Idee gewesen ist, für welche Sand begeistert war. Für einen kindischen Ruhm schlägt man kein Leben in die Schanze; für einen kindischen Ruhm besudelt ein gottesfürchtiger Mensch, wie Sand war, seine Hände nicht mit Blut. Da liegt der ganze Unterschied in seiner Beurtheilung. Daß er ein mächtiges Gefühl für die Schmerzen seines gedrückten Vaterlandes hatte, daß er sich muthig mit Leib und Leben seinem Streben opferte, das stempelt ihn zum Helden. Ruhmsucht verzeiht man den großen Männern. So waren die Motiven zu seiner Handlung durchweg edel. Der Mord selbst jedoch kann vor dem Richterstuhle der allerfreisten Menschlichkeit nie groß genannt, ja nie gebilligt werden. Wäre Kogebue der niedrigste Mensch gewesen, durch Sand's Arm hätte er nicht verdient zu fallen. Es liegt auch weder etwas Heldenmüthiges darin, daß Sand mit dem Dolche sich unerkannt dem wehrlosen Kogebue näherte, noch darin, daß er nach vollbrachter That sich selbst, wie ein feiger Mörder, entleiben wollte.

Das Schicksal entschied anders. Sand wurde gefangen genommen und nach langer Untersuchung zum Schaffot verurtheilt. In dieser Hinrichtung liegt seine größte Glorie. Mag man immerhin einwenden, daß Sand während seines oftmaligen

Berhörs Unwahrheiten ausgesagt, sich besonnen, ja bisweilen gezittert habe — was übrigens nur zum kleinsten Theile wahr ist — so lag doch in seiner ruhigen, würdevollen Haltung, in dem sicheren Bewußtsein einer großen That etwas Großes, Bewundernswerthes. Er selbst verschmähte jedes Aufsehen beim Henkermale, welches deshalb in aller Frühe gehalten wurde. Ehe er in den Wagen stieg, der ihn vor die Stadt bringen sollte, unterhielt er sich noch in scherzhafter Weise mit einem Freunde. Auf dem Wege sprach er sein Entzücken über die heitere Frühlingsnatur aus. Dem Henker sprach er selbst Muth ein: „Ich werde meine Sache gut machen; machen Sie auch die Ihrige gut. Ubrigens thut es Nichts, wenn auch zwei Streiche fallen.“ — Ähnliche Aussprüche sind in Menge von ihm übrig. — Was beweisen sie alle? — Den heldenmüthigen Tod eines phantastischen Jünglings. —

### Zürich im Hofoko-Nahmen.

(Fortsetzung.)

An die Contessa di S. Alessandro.

Zürich, den 11. October 1770.

Daß die Einimpfung des kleinen Alessandrino, wie ich aus Deinem gestrigen Briefe höre, so ganz glücklich abgelaufen, werden ohne Zweifel die Weiber beiderlei Geschlechts in der Königin der Städte meiner Reise nach Maria Einsiedeln zuschreiben, oder vielmehr meinem Vorsatz, dahin zu gehen. Wie? wenn ich das Gelübde von der goldenen Bocktblatter, die mir Deine fromme Mutter gab, dem Glende des ersten besten Bettlers zum Opfer brächte? Lege diesen Fall meinem Beichtvater vor, der seine Beichtkinder oft von vermeinten Verbrechen los und ihre christkatholischen Tugenden unter die Todsünden zählt. Dem vortrefflichen Arzt übergieb am nächsten Geburtstage des geheilten Kindes die Verschreibung eines Jahrgehältes von hundert Scudi, er ist ein Wohlthäter meines Hauses und vielleicht der Retter

eines Geschlechtes, dessen Fortpflanzung auf dem lieben Knaben beruht, der die Miene des Vaters und das Herz seiner Mutter trägt.

In dem Lande, wo ich jetzt wohne, ist das Einimpfen wenigstens nicht mehr dem Aergernisse ausgesetzt. Man darf davon Gebrauch machen und kann doch ein guter Christ sein, das ist schon ein großer Schritt. In Zeit von sechs bis sieben Jahren sind über hundert Kinder von Stande geimpft worden, alle glücklich. Ich habe bei meinen Betrachtungen über das Einimpfen oft eine Anmerkung gemacht, die meines Bedünkens tödtlich für die Feinde desselben ist. Wenn die Menschen in den gewöhnlichen Geschäften des bürgerlichen, sittlichen und animalischen Lebens mit ebender ängstlichen Klugheit rasonniren und handeln wollten, mit welcher sie die Inokulation noch täglich dem h. Officio ihrer Vorurtheile unterwerfen, so würde die Gesellschaft eine Wüste werden, in welcher diese sorgfältigen Philosophen unter andern Thieren herumirrten. Wir gehen alle Tage kummerfrei durch die Straßen unserer Städte, wie leicht kann mich doch ein Stück, das von einem Dache fällt, aus dem Lande der Lebendigen wegrücken? Wir essen eben die ganze Fastenzeit Fische, wie leicht kann ich an einer Gräte ersticken? Aber das ist das wenigste! Der klügste Staatsmann setzt in wichtigen Fällen zehn gegen fünfzig, der vorsichtige Kaufmann oft noch mehr auf das Spiel. Kurz, die Regeln menschlicher Klugheit, der Calcul des Wahrscheinlichen gelten in allen Dingen, herrschen vom Thron bis zur Hütte und lösen unsere Zweifel mit einer Zuversicht auf, welche der Eigensinn des Zufalls und des Glücks im Ganzen noch niemals wankend gemacht hat. Und doch widerstreben wir der Evidenz einer Entdeckung, deren Wahrheit und Wichtigkeit jedem Kinde fühlbar zu machen ist, sobald es das Einmaleins versteht. Wenn ich die jegige Erleuchtung des Menschengeschlechtes betrachte, so fange ich mit vielen Leuten an zu zweifeln, ob unser Planet erst sechstausend Jahre seines Lebens zählen dürfe, denn wahrlich in so viel Zeit läßt sich eine kleine Zahl von Wahrheiten mit der Genauigkeit mustern, womit wir das Blattereinimpfen nun bald ein halbes Jahrhundert zerlaufen.

Ohne Zweifel hast Du vor Empfang dieses Briefes mein letztes an Vetter Corsini gelesen und erwartest mit Bittern mein Urtheil über Dein Geschlecht in dieser Stadt. Fürchte Dich nicht, Gioconda! wenn es allensfalls schönere Weiber in der Welt giebt, als Du bist, so giebt es keine, die Dir gleich steht. Ein einziges Portrait in Mailand erinnere ich mich gesehen zu haben, das Dir in gemessener Ferne gleichen möchte. Ich kannte den Mann dieser Frau, aber sie ist schon viele Jahre todt, dieses soll Dich beruhigen.

Herr Geyner führte mich nach seinem Versprechen auf den Concertsaal, der sowohl für die Spielenden als für die Zuhörer sehr gut eingerichtet ist und ein paar hundert Personen füglich fassen mag. Mein Führer stellte mich einigen der ansehnlichsten Personen beiderlei Geschlechts vor.

Nach dem Schicksal aller Fremden in kleinen Städten erregte ich eine plötzliche allgemeine Aufmerksamkeit; die guten Leute stießen Coiffen, Perücken und Ellbogen zusammen, als ich aber hier und da mich an eine Dame oder einen Chapeau wandte, fand ich die letztern so blöde und die erstern so zurückhaltend, daß ich mit ihrer Schüchternheit Mitleiden hatte und mich an einige wenige auserlesene Männer, die Weltkenntniß und Freiheit auf ihrer Stirn trugen, und besonders an meinen liebenswürdigen Führer hielt. Eine einzige Dame konnte ich aus ihrem Hinterhalte locken, nachdem ihr Bruder sie glaublich mit theuren Eiden versichert hatte, daß er mich in Rom gekannt und in meinem Hause manches Vergnügen genossen habe. Ich setzte mich ihr zur Seite und von ihren Nachrichten geleitet, mußte der ganze Saal Revue passiren. Hohe Schönheiten, die sich der Vollkommenheit nähern, fand ich keine, wohl gar viele regelmäßige gefällige Gesichter, hier und da naive Unschuld, den so lüsterne Reiz im feuchtblauen Auge — am allerwenigsten einen schönen Wuchs, oder Grazie im ganzen Wesen. Sehr viele Frauenzimmer schienen mir bloß halb aus geschaffen, die obere Hälfte ganz hübsch, von den Hüften aber bis auf den Fuß zu kurz und unterwachsen zu sein.

Unter den Männern gab es einige geistreiche Köpfe und feine Gestalten, aber wenige von den Heldenkörpern, wie zum Beispiel in Luzern sind

und in Bern sein sollen, und wie überhaupt den Enkeln derer gebührt, von denen Du oft, wenn ich Dir ihre Geschichte las, sagtest, der Glaube an Deine Heiligen dürfe sich wohl mit meinem Glauben an diese Ungeheuer von Tapferkeit messen. Einige breite und lange Fleischgestichter traf ich in dieser Gesellschaft an, wie ich noch nirgend in deutschen und welschen Landen gesehen, steife Männchen, die in Paris außer ihrem Arzt ohne Zweifel keine gute Gesellschaft gesehen, feuchende Bürschen mit großen Köpfen und kurzen Beinen, die im ägyptischen Style halbe Stunden unbeweglich gegen die Mauer stehend nur durch öfteres Gähnen ein unvollkommenes Merkmal des Lebens gaben.

Ueberhaupt konnte ich an dem gegenwärtigen Publikum keinen allgemeinen oder originellen Charakter finden, weder in der Gesichtsbildung noch in der Gestalt. Diese Leute müssen ganz verschiedenen Ursprungs sein. Herzlich lachen mußte ich, als ein wohlfrisirter schnackischer Herr mit eins auf mich stieß, den Kopf fast zwischen meine Beine steckte und mich fragte: Darf ich allerunterthänigst wissen, Herr Graf, wie theuer das Brod in Rom ist? — Alle Umstehenden fingen an zu lachen, und ich merkte, daß dieser ein überall dafür bekanntes seltsames Geschöpf sein müsse. Ich erwiderte ihm, daß ich weder das Verhältniß des hiesigen Gewichtes, noch das des Geldes mit dem römischen genau kenne. Doch glaube ich, fügte ich bei, daß wir jetzt um die Hälfte wohlfeileres Brod essen als Sie. — Das Erstaunen des Mannes war unbegreiflich, seine Hochachtung für mich nahm augenblicklich in solchem Maße zu, daß er sofort einen Kornhandel mit mir schließen wollte; ich machte ihm aber bald einige Schwierigkeiten begreiflich, daß er mich gnädiglich entließ.

Eine junge Sängerin gebot eben durch ihre Gegenwart auf dem Orchester allgemeine Stille. Sie sang die Lieblingsarie Deiner Schwester Giannetta mit einer Süßigkeit, daß ich nicht umhin konnte, sobald sie von der Scene trat, mich ihr zu nähern und ihren bescheidenen Talenten zu huldigen. Wir schwatzten manches, besonders von der Seltenheit guter Musik unter den Neuern, und von der unumgänglichen Nothwendigkeit für

den Schüler, sich an das Beste zu wenden, wenn er nicht Geschmack und Stimme und fast das Herz zugleich verderben will. Nicht wahr, Giocconda, die ehrbaren Prinzessinnen des neuen Rom würden die Majestät ihrer Tugend gewaltig zu beschimpfen glauben, wenn sie, wie diese liebenswürdige Tochter, auf dem Schauplatz auftreten sollten; sie gießen lieber unreine Begierden im Geheimen als angenehme Empfindungen öffentlich ein. Dieses ist die schändliche Casuistik eines verdorbenen Volkes! — Die Zuhörer zeigten sich ganz anders als bei uns. Du weißt, daß Orchester und Bühne heut zu Tage einen ganz außerwesentlichen Theil der öffentlichen Schauspiele ausmachen. Man besucht sie um der Gesellschaft willen, und genießt jedes andere Vergnügen, nur die Musik nicht, rennt von Bank zu Bank, von Loge zu Loge, als wenn man seinen Beutel verloren hätte, und geht kaum mit der Ueberzeugung weg, daß man da gewesen ist. Hier nicht also. Außer dem jungen Blute herrschte unter den Zuhörern ein ernsthaftes Wesen, als wenn sie aus lauter Virtuosen beständen. Die meisten Frauenzimmer schwatzten den ganzen Abend auch nicht mit ihren Nachbarinnen, einige bewegten nicht einmal das Haupt, außer da der katholische Römer in's Zimmer trat, das versteht sich. Darum aber sind diese aufmerksame Zuhörer gar keine Kenner, sie reden nicht aus Schüchternheit und horchen zu aus Langerweile.

Das hiesige Frauenzimmer kleidet sich überhaupt auf französischem Fuß recht artig, Dank sei den Sittengesetzen des Landes. Da kostbare Stoffe, Spitzen, Juwelen und sofort verboten sind, so rächt sich ihr Genie, welches von jeher fruchtbar im Kleinen ist, durch die Erfindsamkeit und den Geschmack, womit es den geringsten Stoff seines Schmuckes anzuordnen und aufzupuzen weiß. Dieses ist so wahr, daß die Frauenzimmer von der zweiten und dritten Rangordnung in allen Landen hierin den Vorzug vor den Damen vom ersten Range bei allen Kennern verdienen. Da sie den letztern in der Pracht nicht nachhelfern können, so thun sie es eben durch den Geschmack. Die Ingredienzien einer Toilette und eines Galanteriekrams sind wie alle anderen rohe Materien; die Hand des Künstlers bestimmt ihren Hauptwerth.

Ein thöner Modell von Algardi ist schätzbare als die Marmorbildsäule eines Steinhauers. Auch beklagen sich die strengen Sittenrichter des Volks, unter dem ich lebe, nicht wenig über diese buhlerische Industrie ihrer und anderer Weiber und Töchter und über die Ausflüchte, womit sie des Gesetzgebers spotten; die Herren haben Recht. Aber es ist schlimm genug, daß sie das Ansehen der Gesetze brauchen, um in ihrem eigenen Hause Meister zu sein. Erziehete Kinder, welche der Gesetze nicht spotten wollen! —

Wenn ich Dir aber sage, die hiesigen Weiber kleiden sich ganz artig, so vergiß das „überhaupt“ nicht. Der Puz von sehr vielen fällt in's Schwerfällige, und man kann nicht mehr unterscheiden, was zum Körper und was zu seiner Zierde gehört. Dieses kleine Verbrechen gegen die Natur halten die meisten Damen vom Range für ein Vorrecht ihres Standes. Am wenigsten gefiel mir ihr Kopfsputz, ein Theil des weiblichen Schmuckes, der beinahe überall nicht dem Gesetze der Mode unterwürdig sein sollte. Die unverheiratheten Mädchen sind alle gleich frisirt und die älteren Damen blicken lichtscheu unter Sturmdächern von Draht, Gaze und bunten Bändern hervor. Sie müssen Deinen Staatsgrundsatz im Kleiderreich nicht kennen, daß die Coiffe einen Fehler des Kopfes decken muß, wenn sie was nützen soll.

Nach ein paar Stunden Aufenthalt führte mich Herr Geyner von dem Concertsaal in sein Haus, wo ich noch den Abend bis um Mitternacht in fünf seligen Stunden zubachte, und eine wichtige Entdeckung machte, die Dir mein folgender Brief mittheilen wird.

Lebe wohl, Du Weib, das nicht seines Gleichen hat, küsse mich in meinen Kindern und bilde sie nach Deinem Gleichniß.

#### An Ebendieselbe.

Das Erste, was mir Herr Geyner wies, waren seine Kinder (denn in diesem Lande hält man den größten irdischen Segen nicht für das Ueberbein eines angesehenen Hauses), das Zweite seine Zeichnungen und geätzte Blätter, die in der Ausführung vortrefflich sind, in der Erfindung aber,

meines Bedünkens, gar nicht ihres Gleichen haben. Es ist unendlich schwer, wie Herr Geyner thut, Gegenstände aus einer ganz idealischen Natur so zuzurichten, daß sie selbst für das verwöhnte Auge eines nichts weniger als goldenen Zeitalters den Schein der Wahrheit behalten. Ohne Zweifel hat das unermüdete und zusammenhängende Studium der Poussin, Corrain, Waterloo und vornehmlich der Natur selbst diesen hohen Geschmack in seine Werke gebracht. Ich lege Dir ein Sendschreiben bei, worin er die Wege entdeckt, welche ihn zur Kunst geleitet haben; lasse dieses schöne Denkmal der Muse eines weisen Künstlers durch den Baron Tedesco in's Welsche setzen und schenke es in meinem Namen allen Landschaften in Rom, besonders denen, welche haschende Flüchtigkeit, pittoreske Manier und die Schwärmer einer verbrannten Einbildung göttliche Funken des Genie heißen.

Die meisten Scenen einer Landschaft sind aus einem Leben genommen, wie Du Dir oft in der lieben Einfalt Deines Herzens gewünscht und aus einer Natur, die wir Römer kaum so schön in Frascati und dem wasserreichen Tivoli finden, wenn die Cardinäle in der Stadt sind. Ueberall herrscht eine empfindsame Stille, bald im Schatten wohlriechender Gesträuche von brechenden Abendstrahlen übergoldet, bald auf sonnenreichen Hügeln, die ein glatter See bespült und Weste fühlen. Der Horizont ist meistens enge, denn das Auge des glücklichen Hirten strebt so wenig als sein Herz in die weite Welt; das Leben einer Rose, die Farben und Stimmen der Natur, das Schicksal seiner kleiner Heerde und vor allem das Herz seiner Schäferin und sein eigenes machen die Freude und die Leiden, den Knoten und die Auflösung seines Lebens aus. Eine welkende Blume, ein entpuppter Schmetterling, was für nachdenkliche Bilder für ihn! Ein Dorn hat sein Leibschäfchen verletzt: welche Unruhe, welche bange Erwartung! — So sind die Zeichnungen meines Künstlers meist gewaltige Idyllen, und die Figuren in denselben kein müßiger Schmuck, sondern handelnde Personen, von Nachdruck und stiller Bedeutung; gebildet im reinen Geschmack der Antiken, athmen sie ihren Geist und tragen keine Spur des Steins, nach welchem sie gezeichnet sind.

Auch das Costüm ohne Aengstlichkeit in Kleidung und Geberde verräth ein Genie, welches die Gelehrsamkeit an dem Künstler für eine unentbehrliche, aber immer untergeordnete Gehilfin seines Geschmacks hält. Nichts ist schöner als seine Vorgründe; dicht beblumte Rasen, die Grabstätte frommer Hirten. Ihr weiches Lager ladet zum Genuß der Einsamkeit, zur Liebe und Freundschaft ein. Nichts stört den allgemeinen Frieden der Natur; kaum mischt das Zwitschern junger Vögel oder das stille Rieseln eines Baches sich in das Spiel ruhiger Gefühle und übertönt es nicht. Bisweilen erhebt sich Herr Gessner höher und schildert Gegenstände aus der Götter- und Helden-geschichte. Alsdann sind die Figuren gänzlich das Hauptwerk, die Landschaft dient nur, sie besser heraus zu heben. Da kommt ihm sein unablässiges Studium nach den Antiken, nach Rafael und Caracci vornehmlich zu statten, und man bemerkt in diesen Stücken mit Vergnügen die zunehmende Richtigkeit seines Auges und Sicherheit des Geschmacks. — Unter der Betrachtung so vieler abwechselnder Auftritte einer dichterischen Schäferwelt strömte mir mit eins der Gedanke zu, ob nicht mein Zeichner mit dem Dichter Gessner gar eine und dieselbe Person sein möchte? Aber wie? Ein Mensch sollte zwei der größten Talente in gleich hohem Grade üben? Bald schien mir der Einfall närrisch, dann wieder höchst natürlich. Sollte ich mich an Herrn Gessner wenden und ihn um die Auflösung meines angenehmen Zweifels bitten? — Dieses war meine zweite Verlegenheit; hier hätte ich mir für den Augenblick den Geist eines Franzosen gewünscht, eine unverschämte Frage in eine Schmeichelei zu verwandeln.

(Fortsetzung folgt.)

### Urtheil mit Entscheidungsgründen.

Die Grundrechte betreffend.

In Sachen, die Rechtsgiltigkeit der Grundrechte betreffend, wird hiermit zu Recht erkannt:

in Erwägung, daß die Schmach der früheren Jahrhunderte für Deutschland nur durch die Einheit für die Zukunft fern zu halten ist;

in fernerer Erwägung, daß die Ehre, Größe und Würde Deutschlands unter den Nationen nur durch diese Einheit gesichert und gewährleistet wird;

in fernerer Erwägung, daß dieses von den wahren Patrioten vor 1848 anerkannt, von dem Vorparlamente decretirt und von der Nationalversammlung rechtskräftig ausgesprochen ist, das Volk auch allgemein zugestimmt hat:

wird die auf Anfechtung der Grundrechte an die Sonderinteressen gerichtete Appellation, da,

1) wenn auch, wie jedoch nicht nachgewiesen oder nachzuweisen sein sollte, daß einige Krämer, Handwerksleute, auch dann und wann ein Bauer oder Junker aus Deutschlands Einheit etwas Nachtheil leiden sollte, das Wohl und die ganze Zukunft Deutschlands doch nicht nach dem Interesse Einzelner aufgeschoben oder von deren muthmaßlichen Ausichten für ihren Geldbeutel abhängig gemacht werden; sodann

2) auch die Ehre, die Größe und die Würde der ganzen deutschen Nation nicht mit der Krämerelle zu messen und ebenso wenig von solchen Leuten richtig zu taxiren und beurtheilen ist, welche offenbar die Ehre und alle höchsten Güter eines Staatsbürgers nach der Gewinn- und Verlustrechnung abschätzen und durch diese Art ihres Urtheilens ihre Incompetenz zur Beurtheilung der höchsten Güter des Staatsbürgers offen vor Aller Augen legen; endlich

3) die vorgeschützten angeblichen Nachtheile, auch durch darauf gestellte Anträge, Uebergangsordnungen zc. leicht zu beseitigen und abzuwenden sind,

hiermit als unbegründet und gänzlich unersindlich verworfen.

Im Uebrigen werden die Sonderbündler mit ihren Sonderinteressen, wenn sie damit durchzukommen sich getrauen sollten, zum besonderen Verfahren verwiesen.

Die Kosten trägt das Volk.

B. R. W.



### Entscheidungsgründe.

Soll die Schmach der früheren Jahrhunderte von Deutschland für die Zukunft angewendet, soll Deutschland seine Ehre und seine Würde unter den Völkern behaupten: so ist die Einheit unentbehrlich, unumgänglich nothwendig. So dachten die Patrioten vor 1848, als sie noch nicht reden durften; so urtheilte das Vorparlament und so hat das deutsche Volk in seinen Vertretern zu Frankfurt entschieden. Allgemeine Acclamation folgte durch Deutschland.

Einzelne wenige Früchte dieser Einheit wurden ausgebaut; nun aber der Baum dieser Einheit durch die Grundrechte durch und durch Wurzel fassen, neue Blüthen treiben und die abgedorrten Zweige der Unfreiheit durch seine Lebensfrische selbst oblig tödten soll: da steht der Particularismus die lange drohende Gefahr vor der Thür und die letzten Anstrengungen werden gemacht, um noch wenigstens Einiges zu retten.

Es hat nichts rechts helfen wollen, daß die freie Theilbarkeit des Grundbesizes als gefährlich geschildert, daß den Städtebewohnern die Gewerbe-freiheit in drohende Aussicht gestellt und die Freizügigkeit als Land und Leute verderbend geschildert ist. Mit andern Worten, die Appellation an das Spießbürger- und das alte Philistertum, die Deutschlands Ehre, Größe und Würde nach dem Geldbeutel berechnen und Alles, auch ihre eigene Ehre, von dem Geldpunkte abhängig machen, hat

nicht anschlagen wollen. Deutschlands Volk fühlt es, daß die Ehre und Würde einer Nation nicht von spießbürgerlichen Rücksichten abhängig gemacht werden kann. Und in der That sind das Spießbürger- und alte Philistertum, die im Streit über ihre Interessen das Wohl des Ganzen stets aus den Augen verloren und nie über den Rauch ihres Schornsteins in die freie reine Himmelsluft schauen mögen, auch gar nicht die competente Behörde über die Frage der deutschen Einheit. Der Mann, der seine Ehre und seine Würde höher als alle zeitlichen Güter achtet — und das wird jeder echte Mann — wird nicht fragen, wie hoch ihm die Vertheidigung seiner Ehre für den Geldbeutel zu stehen kommen wird! Er setzt Alles daran!

Die Ehre Deutschlands, die Größe und Würde desselben von einigen Nachtheilen abhängig machen, wäre gerade so, als wollte man das zur Rettung der Ehre nöthige Duell der anzuschaffenden Waffen wegen unterlassen, oder als wolle man die Heimführung der Braut, die Hochzeit, wegen der Hochzeitskosten gänzlich aufgeben.

Es ist nicht schwer, hier den rechten Arzt zu finden. Das Volk kennt ihn lange. Man kann den Himmel nicht beim Kaufmann erhandeln und den Schornsteinfeger nicht auf Reinigung des Herzens ansprechen! Das schlägt einmal gar nicht in ihr Fach!

Aus diesen Gründen hat nicht anders, als wie geschehen, erkannt werden können.

## F e n i l l e t o n .

**Alexandria.** Einer der bedeutendsten Krebs-schäden, welche an der Moralität der ganzen Bevölkerung Aegyptens nagen, ist die Käuslichkeit der Beamten in allen Zweigen der öffentlichen Verwaltung. Diese hat sich dergestalt emancipirt, daß es den Eingeborenen fast unmöglich scheint, ohne Badchisch (Geschenke) irgend eine Angelegenheit zu erledigen, selbst wenn das klarste Recht ihnen zur Seite steht. Die Naivität, mit der sie von den raffinirtesten Bestechungskünsten reden, macht einen Mann von biederem Charakter schauern; denn eine solche Entstiltlichung vermag

er nicht zu begreifen. Der schlaue Ibrahim Pascha hat während seiner kurzen Regierung manche Beweise von Gerechtigkeitsliebe in dieser Beziehung gegeben, von denen wohl der folgende angeführt zu werden verdient. Ein Fellah warf sich zu seinen Füßen, und mit dem Ausruf: „Entweder laß mich tödten oder gieb mir Gerechtigkeit!“ faßte er krampfhaft das linke Bein des Pascha. Dieser befahl ihm aufzustehen und sein Anliegen zu sagen. Der Fellah erzählte: „Ich hatte drei Ochsen und ein Stück Landes, welches mir und meiner Familie Bohnen, Mais und Zwiebeln zu

essen und Dir, großer Pascha, jedes Jahr den geforderten Tribut gab. Mein Feld war schön, denn das süße Wasser des Nils machte es fruchtbar, und ich pflügte es mit meinen Knaben, wie die Väter meines Vaters schon gethan. Da faßte der Schech-el-belled (Ortsvorsteher) eine Neigung für die Schönheit meines Landes, und er sagte, daß es ihm gehöre. Seine schwarzen Sklaven nahmen meine Ernte weg und führten meine Bohnen und meinen Mais auf einer Barke den Strom hinab. Die Ochsen aber trieb der Schech zu seiner großen Heerde an dem Rand der Wüste. Ich aß die Zwiebeln mit meinen Knaben, und hat den Schech bei jedem Sonnenaufgang, mir das Land meiner Väter wenigstens in Pacht zu geben. Er will es nicht. Ich ging nun in diese Stadt, klagte Deinem großen Divan meine Sache und bewies durch das Zeugniß meiner Nachbarn, daß das Land seit mehr als hundert Jahren meinen Vätern gehöre. Der Divan sprach: Du hast Recht, der Schech muß Dir das Land zurückgeben! Der Schech aber war auch hierher gekommen, und sein Kameel brachte vieles Geld dem ersten Richter. Ich konnte nichts geben. Gott ist groß! Der Divan wies mich ab, und morgen wird das Urtheil ausgefertigt.“ Der Pascha nahm den mit reichen Diamanten verzierten Bernstein von seinem Schibuf und gab ihn dem Fellah mit den Worten: „Morgen früh gehe zum Divan, bitte nochmals um Gerechtigkeit, nähere Dich dem Richter, dem der Schech das Bakisch gegeben, gib ihm heimlich diese Pfeifenspiße und sage ihm: es sei Dir leid, ihm weiter nichts geben zu können, denn diese habest Du von dem Reste Deines Vermögens gekauft, damit er Dir Gerechtigkeit verschaffe. Benachrichtige mich sogleich vom Ausgang Deiner Angelegenheit.“ Der Bauer überbrachte am folgenden Tage voller Freude und Dankbarkeit dem Pascha das Urtheil, welches ihn in den Besitz seines Eigenthums wieder einsetzte. Der Pascha erschien einige Tage später in dem großen Rathe, ließ den bestochenen Richter vor sich kommen und sagte ihm in's Ohr: „Meine Pfeifenspiße hat ihren Zweck erfüllt, denn sie hat dem Gerechten sein Recht verschafft; darum schicke mir dieselbe heute in meinen Palast zurück.“ Der schlechte Richter war nur etwas beschämt, tröstete sich jedoch alsbald, da er seines Amtes nicht entsetzt wurde. Durch die von der neuen Regierung anzustrebende Volksbildung wird nun auch ein neuer Weg für die im Orient so äußerst vernachlässigte Moralität angebahnt werden.

**Berlin.** Vor dem Kriminalgericht fand eine Gerichtsverhandlung statt, die wegen des Kontrastes zwischen dem Strafantrage und der

Unmöglichkeit, eine Strafe zu vollstrecken, einen halb graufigen und halb komischen Eindruck machte. Der Student Friedrich war beschuldigt, bei dem Auflauf, welcher am 14. Juni v. J. dem Zeughaussturm voranging, unter Vortragen einer rothen Fahne: Vive la République! ausgerufen zu haben. Der Staatsanwalt Hr. Neumann (so was kann nur eine preussische servile Seele, ohne sich vor sich selbst aufzuhängen!) beantragte nichts Geringeres, als Verurtheilung des Angeklagten zum Tode von unten auf. Der Angeklagte war nicht erschienen und sein Aufenthalt ist unbekannt. Der Bertheidiger, Advokat-anwalt Dorn, erwiderte auf die Anklage, die denn auch vom Gerichtshof verworfen wurde. In den vom Vorsitz der aus acht Richtern zusammengesetzten Collegii, Herrn Harrasowiz, dargelegten Entscheidungsgründen sprach sich die Entrüstung über einen derartigen zu dem incriminirten Vorgange nicht entfernt im Verhältniß stehenden Strafantrag unverkennbar aus. Es war nur erwiesen, daß ein Hause, der sich dem Zuge mit der rothen Fahne angeschlossen, das Vive la République! gerufen hatte. Ob der Angeklagte in diesen Ruf eingestimmt, vermochte keiner der sechzehn Zeugen zu bekunden. Nur Einer behauptete: Friedrich habe, während die Uebrigen gerufen, den Mund geöffnet. Auf Grund dieses Resultates der Zeugenvernehmung verlangte der Wächter des Gesetzes das Nad gegen den Angeschuldigten. Gleich wie dieser Antrag wurde auch der formelle: die Deffentlichkeit auszuschließen, vom Gericht zurückgewiesen.

\* \* Aus den Papieren eines kürzlich hier verstorbenen Bankiers hat sich ergeben, daß Ludwig Philipp einer der bedeutendsten Spekulanten an der hiesigen Börse gewesen ist. Wollte er Einkäufe machen, so pflegte er vorher krank zu werden, was augenblicklich ein Fallen der Papiere verursachte, und jetzt wurde eingekauft, um später bei günstigeren Coursen loszuschlagen. Auf diese Weise hat Louis Philipp an der Berliner Börse bedeutende Summen verdient, was an andern Börsen eben so der Fall gewesen sein mag.

**Cadix.** Vor ungefähr anderhalb Jahren wurde in der nachgelassenen Bibliothek eines Advokaten zu Cadix das Manuscript eines verloren geglaubten Werkchens von Miguel Cervantes, „el Buscapié“ (der Schwärmer), aufgefunden, von Don Alfonso de Castro gekauft und mit Noten herausgegeben. Es ist eine Apologie des ersten Theils des Don Quixote, gehalten in jenem humoristischen, dann und wann etwas gekünstelten Style, der die Vorrede dieses berühmten Romans

und einige von Cervantes kleineren Novellen kennzeichnet. In England sind kurz nacheinander zwei Uebersetzungen des *Buscapé* erschienen: die eine, mehr den alterthümlichen Ton des Originals beibehaltend, von einem ungenannten Mitgliede der Universität Cambridge; die andere von einer Dame Namens *Thomasina Ross*. Indessen haben sich in den englischen Literaturblättern auch Stimmen erhoben, welche die Richtigkeit des Cadixer Manuscripts bezweifeln; wohl mit Unrecht. In Deutschland hat diese Reliquie aus Spaniens klassischer Literaturperiode bis jetzt, unsers Wissens, wenig Beachtung gefunden; wahrscheinlich weil für solche harmlose Studien in unserm Vaterlande jetzt weniger Gunst und Muße vorhanden ist als in dem ruhigen England.

**Kopenhagen.** Aus Schleswig-Holstein bringt „*Narhuus Avis*“ und nach ihr die „*Berling'sche Zeitung*“ die merkwürdigsten Mittheilungen. Es ist ein Brief aus Flensburg, in welchem die dramatische Form angewandt und Männer aus dem Volke redend eingeführt werden. Es ward gemeldet, wie während der am 12. Februar in Flensburg abgehaltenen Session für Aushebung der Matrosen für die schleswig-holsteinische Flotte nur dänische Nationallieder (*Holmens faste Stok* und der *tappre Landsoldat*) ertönt, nur unterbrochen von dem Rufe: „*Es lebe Friedrich VII!*“ Als die im Saale postirten Jäger dies verbieten wollten, seien sie die Treppen hinuntergeworfen, worauf, allein vergebens, eine ganze Compagnie Jäger geholt worden. Ein Matrose habe den Amtmann vor die Brust gefaßt und ihm gesagt: „*Bist Du der Kerl dazu, mich auf die deutsche Flotte zu bringen.*“ Ein anderer habe gerufen: „*Erst gebt mir Papierschuhe, sonst trete ich mit meinen Stiefeln die ganze deutsche Flotte durch.*“

**Madrid.** Der seiner Grausamkeit wegen berühmte treue Diener Ferdinand's VII. von Spanien, der bekannte Graf de *Cépanna*, General-Kapitän von Katalonien, gefürchtet und gehaßt von allen Parteien, war im vollsten Sinne des Wortes ein Feinschmecker und hatte immer eine vortrefflich besetzte Tafel, so genau und filzig er sonst auch wohl sein konnte. Er sah gern Gäste um sich und hielt offene Tafel für Freunde und Bekannte. Sein Lieblingsgericht waren junge Erbsen, die man in Spanien zu jeder Jahreszeit haben kann. Eines Tages (es war der 15. Februar 1831; ich hatte gerade die Schloßwache) hatte der Graf sich ein Gericht junger Erbsen bei der Köchin bestellen lassen. Der Zufall will, daß seine Gemahlin, welcher der Typus der spanischen Grandezza auf die Stirn gedrückt war, sich in

die Küche verläuft, als die Köchin eben mit dem Ausschälen der Erbsen beschäftigt ist. Die Gräfin aber ist eine abgesagte Feindin dieser Gemüseart, Erbsen erregen ihr Ekel, sie mag sie nicht sehen, viel weniger essen, und so befiehlt sie der Köchin, die Erbsen nicht auf den Tisch zu bringen. Man setzt sich zur gewöhnlichen Stunde zu Tisch. Der General sieht sich, nachdem bereits mehre Gerichte aufgetragen worden, vergebens nach den Erbsen um und schickt deshalb einen der Diener in die Küche, um sein Lieblingsgericht heraufzuholen. Der Diener aber kommt mit dem Bescheide zurück, die Gräfin habe sich für heute die Erbsen verbeeten. Der General erwidert kein Wort und bleibt während der Tafel von der besten Laune. Nach Tisch aber rief er mich als wachthabenden Offizier zu sich und gab mir den Befehl, für den Abend keine weibliche Person aus dem Palais zu lassen, sie möge sein, wer sie wolle. Da ich aus Erfahrung wußte, daß der General nicht scherzte und den blindesten Gehorsam verlangte, ließ ich auf den Vorplatz, den einzigen Zugang nach allen Abtheilungen des Hauses, wo immer eine Schildwache stand, einen alten härtigen Grenadier aufstellen und verschärfte noch die Consigne des Generals. Die Gräfin ist mit ihrer Tochter auf den Abend vom Grafen *Santa Coloma* zum Balle gebeten. Beide, festlich geschmückt, sind im Begriffe, wegzugehen, als sie auf den Vorplatz gelangt, mit einem: „*atras Sennoras*“ (zurück, meine Damen)! von der härtigen Schildwache abgewiesen werden. „*Ich bin ja die Generalin,*“ sagt die Gräfin aufgebracht und versucht von Neuem weiter zu gehen. Die Schildwache aber läßt sich nicht abschrecken und sperrt, das *Bayonnet* fallend, beiden Damen den Weg. Die Gräfin, außer sich vor Wuth, eilt zum Grafen, um sich über das Benehmen des Grenadiers zu beklagen. Der General aber entgegnet ihr: „*Beruhige Dich, meine liebe Frau, es geht dies alles ganz natürlich zu. Du befehlst Deiner Köchin, ich meinen Soldaten!*“ Hierauf kehrte Graf *Cépanna*, ohne länger Rede zu stehen, seiner Frau den Rücken und ging in's Theater. Die Gräfin aber verließ am andern Tage mit ihrer Tochter *Barcelona* und begab sich nach ihren Besitzungen auf der Insel *Mayorca*, wohin auch der Gatte, zwei Jahre später, als Geächteter, sich flüchten mußte.

(Aus dem Tagebuche eines Militärs.)

**Mailand.** Jemand, der ein Landgut besitzt, welches 10,000 fl. werth ist, hat dasselbe für 5 fl. verkauft, welcher Kauffchilling nach 360 Jahren sammt Zinsen zur Versorgung solcher Leute verwendet werden soll, welche durch Revolution schuldlos am Eigenthum oder an der Gesundheit ver-

unglücken. Das Kapital würde 1,110,720 fl. betragen; dem Stifter aber scheint zu ahnen, daß Revolutionen für die Ewigkeit geboren werden.

**Paris.** Nach der Februarrevolution bedeckte sich die ganze Stadt plötzlich mit Anschlägen in einem solchen Maße, daß die Regierung bald genöthigt war für die übrigen ein Monopol der Farbe anzusprechen, und zu verbieten, daß andere auf weißes Papier gedruckt werden dürfen. Alle Mauern, geschlossene Buden, Thüren die gewöhnlich nicht gebraucht wurden, unvermietete Häuser, kurz jeder denkbare Raum war in einem Augenblick überlebt und die Lebenden hatten alle Mühe sich gegen diese Ansetzung eines greulichen Moders zu verteidigen und ihre Thüren gegen das Zuflehen zu bewahren. Man kann sich nichts Wahnsinnigeres denken als den Inhalt der meisten dieser Anschläge, sie enthielten alles Denkbare, Constitutionen, Dankadressen für den oder jenen großen Republikaner des Augenblicks, Finanzvorschläge in Menge, Plane von Confiscationen auf directe oder indirecte Art, Empfehlungen zu Offizieren der Nationalgarde u. s. w., kurz alle öffentlichen und eine Menge von Privatangelegenheiten wurden täglich auf den Mauern abgehandelt, und es war gerade als ob die Stadt in ein unermessliches Tollhaus verwandelt worden wäre. Man muß sich dieser Dinge erinnern, um vieles zu begreifen, das damals ohne viel Aufsehen zu erregen geschehen ist, und diese Anschläge sind ebenso gut historische Dokumente als die Mazarinaden es geworden sind. Zum Glück giebt es in der Welt eine Anzahl von Leuten, denen alles nur eine Gelegenheit ist, eine Sammlung anzulegen, und dieser nützlichen Race verdankt man die Erhaltung unzähliger Denkmale. Man sah von den ersten Tagen der Revolution an einige Mitglieder dieser bizarren Bruderschaft die Anschläge von den Anklebern aufkaufen, sie in den Buchdruckereien aufsuchen oder im Nothfall sie Nachts von den Mauern mit größter Sorgfalt ablösen. Diese Sammlungen erschienen bald so merkwürdig, daß man im April schon ein Journal ankündigte, das aus nichts als dem Wiederabdruck der auffallendsten Anschläge bestehen sollte, aber die Sache war noch zu lebend, und es war zu früh, sie als Geschichte behandeln zu wollen, so lange die Fluth noch immer im Steigen war und drohte an den Häusern bis an die Giebel hinaufzusteigen. Nach den Sunitagen, welche dem Menschenverstand und der Polizei wie-

der einige Rechte verschafft hatten, hörte der Unfug auf, und man fängt jetzt an, einen Theil dieser Erinnerungen an jene Zeit zu drucken. Wie billig hat man den Anfang mit den Anschlägen der Regierung, den Bulletins der Republik gemacht. Diese erschienen alle zwei Tage auf großen Bogen, die hier und in ganz Frankreich angeklebt wurden, aber weder im Moniteur noch sonst in einer dauernderen Form erschienen, so daß man in Gefahr gewesen wäre, dieses Denkmal der Verwaltung von Ledru Rollin zu verlieren. Sie bilden einen kleinen Duodezband unter dem Titel: *Bulletins de la république émanés du Ministère de l'Intérieur en 1848*. Es folgen dieser kleinen Sammlung andere, welche die merkwürdigsten Anschläge der rothen Republik, der socialistischen Finanzmänner, der fremden Freischaaren, die sich hier bildeten, zusammenstellen.

**Wien.** Wie Ludwig XI. über das Jammerflehen des unschuldigen Cardinals im eisernen Käfig der Kerkerkammer zu Loches nur harte Verweise für seinen Henker Tristan hatte, daß der verwünschte Käfig an Eisen und Holz viel zu theuer gekommen sei, hat man von Franz II. von Oesterreich ähnliche Aeußerungen über lombardische Staatsgefangene auf dem Brünner Spielberge, wovon dem einen der Fuß abgenommen werden sollte und nun die Frage entstand, wie er dennoch die schwere Kettenstrafe tragen sollte!! — Ein junger Mann von Erziehung desertirte zwei Mal, weil sein Major ihm wegen angeblich incorrigibeln Liberalism das Leben zur Hölle machte. Die Offiziers-Willkür war auch in Oesterreich bis 1797—1798 schlimmer, als die Galeeren. Das Kriegsrecht verurtheilte ihn zur großen Spießruthen-Strafe. In der Verzweiflung des Schmerzes reißt er einem begleitenden Unteroffizier seine Muskete weg und schießt auf den die Execution kommandirenden Major, den er aber trotz der großen Nähe verfehlt. Er hofft nun den Tod: auch rückt das Kommando sogleich ein, und das Kriegsgericht spricht ihm die Kugel zu. Wegen der Seltenheit wird der Fall in's Cabinet abgefordert und erhält den Bescheid: „Er will sterben? Er soll nicht sterben. Er ist begnadigt zu fünf Jahren Festungs-Arbeit und alle Jahre am Jahrestage seiner Insubordination zum Gassenlaufen.“

J. Casler.

Verantwortlicher Redacteur: **Robert Schmieder.**

Druck von Carl Ramming  
in Dresden.

In Commission der Arnold'schen Buchhandlung  
in Dresden und Leipzig.